

Nr. 42. Posen, den 21. Oktober. 1894.

Russische Rache

Novelle von Alfred Friedmann.

(Fortsetzung.)

„Loris“, sagte Sonja traurig, als sie wieder zu sich kam, „ich weiß, daß Du nicht mein Bruder bist. Vater und Mutter haben oft genug darüber gesprochen und ich meine, sie wollen ein Paar aus uns machen. Sei mir gut, sei mir auch im Gedenken treu, draußen in der deutschen fernen Fremde, in Heidelberg. Schwör' mir das!“

Ich schwur! Was hätte ich in jenem Augenblicke nicht gethan für meine Sonja?

„Und nun,“ sagte ich halbmatt, „schwöre auch Du mir, meine erste, einzige, meine Liebe, meine Sonja, daß Du nur mir gehören, auf mich warten willst —, keinen andern erhören! . . .“

Sie schloß mir den Mund mit der kleinen Hand.

„Was soll ich schwören! Ist denn nicht jeder Kuß von mir, jeder Gedanke von mir ein Schwur . . . Loris? . . .“

So standen wir auf und schieden.

Diese Stunde ist mir unvergeßlich geblieben in meinem ganzen vielbewegten Leben. Ich weiß nicht, ob ich noch eine süßere gehabt?

Doch! . . . . . .“

„Sie werden nun glauben, meine verehrten Freunde“, fuhr Loris Iwanowitsch fort, „daß ich Ihnen den Verlauf meiner Universitätsjahre in Heidelberg erzähle! Ich meine aber, wir seien von all' dem Essen und Trinken . . .“

„Dein Wolgastör war vortrefflich!“ unterbrach Alexis und schenkte sich einen Cognac Mousseux ein.

„Vortrefflich, wie Deine Rehkeule, Dein Burgunder und Champagner — und — bis jetzt Deine Erzählung! Aber . . .“ sagte Alexis.

„Aber“, fuhr Loris fort, „all' das hat unsere Wangen so roth gefärbt, wie die Winterkälte im Schipkapaß — unseligen Angedenkens. Ich meine, wir gehen ein wenig in den Park und lassen uns den Kaffee im Birkenkiosk serviren. Semenew!“

Semenew erhielt Befehle und gab sie weiter.

Die drei Freunde wanderten nun hinaus ins Freie; schwere Inclan-Cigarren rauchend, und die Sonne, die schräg zwischen den uralten Stämmen unterging und alles in eine sanfte Purpurgluth tauchte, beschien auch die wettergebräunten, erhitzten Angesichter der einstigen Kriegskameraden mit gleicher Unparteilichkeit.

Als sie sich wieder beim Kaffee in einem freundlichen Kiosk, der mit persischen Teppichen behangen und mit weichen Divans ausgerüstet war, niedergelassen, bat Gregor um die Fortsetzung.

„Ich sehe immer noch nicht den Zusammenhang zwischen Deiner Jugendliebe und jenem sonderbaren . . .“

„O hätten sie doch keinen Zusammenhang!“ rief Loris traurig aus.

„Nun, ich wollte Euch nichts von Heidelberg erzählen. Ich kam an, saß an der Wirthstafel des Prinzen Karl. Dort machte ich bei einem bescheidenen Schöppchen Moselwein die Bekanntschaft einiger Corpsbrüder, die mich als Schwächling verspotteten, als „Fuchs“ acquirirten, in eine Verbindung zogen. Trotzdem belegte ich eine Menge Collegien, hörte mit eben demselben Eifer, mit dem ich trank und mich schlug, alle möglichen und einige unmögliche Professoren. Ich arbeitete wie ein Büffel, hieb eine Klinge, — anders denn Falstaff und — soff wie eine Cisterne. Meine Gesundheit war aber von der Art, daß nichts mir schadete. Nur von der Liebe hielt mich ich abseits. Es war, als ob der fernen Sonja Hand wie die eines Schutzengels über mich ausgebreitet wäre. Von jedem Abgrund leitete sie mich mit sanftem Weisen und Winken hinweg. Ich hatte meiner Sonja Treue geschworen und ich glaubte, ihrer nicht mehr würdig zu sein, wenn ich mich nicht so hielte, wie ich überzeugt war, daß sie sich daheim im fernen Rußland, der Heimath, hielt.

Desto mehr strich ich einsam mit Büchern auf den Bergen über dem Neckar umher, ruderte auf diesem in leichtem Boote dahin, philosophirte mit schnellgewonnenen Freunden über die damaligen Fragen und stritt gar oft mit Zunge und Rapier für unser vielumfeindetes Land.

Mit Sonja und den Pflegeeltern tauschte ich Briefe und wenn einer von der Geliebten eintraf, so war der Tag immer für mich ein Festtag. Ich las die Nachrichten stets immer nur ganz oben auf den Bergkämmen, mit meinem Puschkin, Lermontow, mit Schiller und Goethe; die Luft im Thale, darin Sterbliche gleichzeitig mit mir athmeten, war mir nicht rein genug für diese meine Lieblingsmenschen, Götter, meine Göttin.

So vergingen vier, fünf Jahre.

Aber die Jahre bringen dem einen Freud', gleichzeitig dem andern Leid.

Ich dachte niemals während meines lustigen und strebsamen Studentenlebens darüber nach, daß ich mit jedem Athemzug, jeder Speise und jedem Trunk ein Geschenk meines Pflegevaters genoß. Und ich ging ihn eigentlich nicht mehr an, als irgend ein Leibeigener, eine todte Seele des entlegensten Winkels seiner großen Güter. Ich lebte auf seine Kosten, reichlich und in Freuden. Wenn ich je ein Gefühl des Unbehagens während dieser Glücksepoche gekannt, so war es die Sehnsucht nach der Geliebten; aber auch dieses Mißbehagen war schmerzlich süß; mehr ein leidendes Glück als ein unglückliches Leid.

Inzwischen ging aber mit dem Pflegevater Boris Stephanowitsch Wladimirow ein gänzlicher Glückswechsel vor sich.

Wenn einer Pech hat, so darf er gleich auf eine ganze Serie rechnen.

Boris verlor eines Tages im Spiel ganz wider seine Gewohnheit mit einigen Gutsnachbarn und dem Vetter zwanzigtausend Rubel. Das wurmte ihn und er wollte sie à tout prix zurückerobern. So verlor er noch dreißig dazu.

„Alle Wetter! Fünfzigtausend Rubel!“ machte Alexis, strich seinen wohlgepflegten Bart mit einer ebenso behüteten Hand, an der ein großer Solitär funkelte.

„Ja! Ich erfuhr das alles später, viel später — als ich es doch erfahren mußte.“ So nahm Loris seine Erzählung wieder auf.

Damals entstanden in unserm Gouvernement Perm, das wie Ihr wißt, vermöge seiner reichhaltigen Gold-, Silber- und Erzbergwerke eine der einträglichsten Provinzen des russischen Reiches ist, einige neue Aktiengesellschaften, in Jekaterinburg, Werchoturje hauptsächlich.

Mein Pflegevater Boris Stephanowitsch nahm regen Antheil. Er ward Aktionär, Verwaltungsrath und nagelte einen großen Theil seines bisher in Staatspapieren angelegten Vermögens fest.

Dann kamen rasch hintereinander drei, vier, fünf Mißernten und statt der gewohnten Eingänge aus Getreide, Pacht, Vieh, gab es Defizite, durch das leidige Kartenspiel vermehrt.

Da fing mein armer Vater, ach, er war mir ja mehr als ein Vater, mein Wohlthäter, da fing er an, beim Vetter Kulmametow zu borgen. Erst kleine Summen, dann mehr und mehr und der Vetter gab mit teuflischem Vergnügen. Er hatte seinen Plan, und so viel Glück als sein Gegenwart Pech. Er gewann immer und zahlte eigentlich, was er meinem guten alten Wohlthäter Boris lieh, mit fremden Gelde.

Er ließ sich hohe Zinsen verschreiben und über jede dargestreckte Summe eine regelrechte Quittung ausstellen.

Immer mehr verstrickte sich der Verlierende, immer mehr umgarnte ihn der Schacherer und Wucherer, und als in der Ferne der erste Donner grollte, welcher den Krieg gegen die Türkei ankündigte, nachdem Serbien, Montenegro schon eine Zeit lang den Weltfrieden gestört, da brachen die schönen Kurse der Bergwerkgesellschaften Perms auch zusammen und mit ihnen die Zuversicht, die Hoffnung meines armen Alten.

Es war, als ob sein Charakter völlig gebrochen und verändert; er wurde ein Anderer, Schwächerer, der zu Allem „Ja“ sagte und keinen Widerstand zu leisten im Stande schien.

Seine Frau Lisaweta sah das alles mit tiefstem Gram. Sie warnte, warnte; aber warne Du eine rollende Kugel! Sie hatte nie einen mächtigen Einfluß auf seine Entschlüsse besessen. Dann that er auch alles Geschäftliche geheim und, als sie erfuhr, war es zu spät, die Hülfe, der Rath nicht mehr möglich, die Katastrophe hereingebrochen.

Da zog Freund Kulmametow die Schlinge zu.

Er trat eines Abends in das Cabinet meines armen Pflegevaters und sagte zu ihm:

„Lieber Vetter Kulmametow, ich brauche Geld. Du schuldest mir ein paarmal hunderttausend Rubel, nun ist die Zeit da, sie zurückzuerstatten.“

Mein Vater, ich nenne ihn nun hinfort so, wurde fast auf seinem Stuhle vom Schlage getroffen.

Semenew, der zufällig im Zimmer war und den der Vetter Kulmametow immer als eine Null, eine quantité negligéable ansah, hat mir später alles getreulich geschrieben und berichtet. Er that noch viel für mich.

„Hunderttausend Rubel — ein paarmal“ — seufzte mein Wohlthäter.

Er hatte es so zusammenkommen lassen, ohne genau zu rechnen. „Beim heiligen Wladimir — das ist wohl ein Irrthum!“

Der Vetter kramte Papiere, Schuldscheine, Hypotheken, Rechnungen aus und glättete sie mit seiner Eisenfaust auf dem eichenen Tisch. Ein böses Lächeln umspielte seine Lippen.

„Ja, ein paarmal hunderttausend Rubel!“ sagte er, „und da ist das Holz noch nicht berechnet, das Sie, Väterchen, in den letzten Jahren in den mir gehörigen Forsten schlagen und verkaufen ließen . . . .“

„Ihnen gehörigen Forsten“, lallte mein Wohlthäter.

„Ja, denn da alles mein ist, sind auch die Wälder mein, und wenn Sie einen Waldabhang ausroden ließen, um irgend welche Schulden zu bezahlen oder Anschaffungen zu machen oder zu essen und zu trinken, so thun Sie das mit meinen Baumstämmen.“

„Deine Baumstämme!“ sprach das Echo dumpf und zitternd.

„Ja, Alterchen! Aber all dem ist abzuhelfen!“

„Wie das?“ flehte der Arme.

„Ganz leicht. Du hast eine Tochter, Deine Sonja. Sie gefällt mir. Ich will sie heirathen. — Du siehst, ich bin ein guter Kerl. Deine Tochter ist mir die paarmal Hunderttausend Rubel werth. Ich liebe sie . . . .“

„Aber, Vetter Sergej Kulmametow, Sonja, das Kind, ist fünfundzwanzig Jahre jünger als Du.“

„Was macht das! Mein Alter ist meine Sache. Wenn mir ihr Alter paßt . .“

„Aber, Du nimmst mir mein Alles! Vetter!“

„Ich nehme? — im Gegentheil; ich gebe Dir all die Schuldbriefe, Quittungen, Hypotheken zurück. Eure Sonja bleibt in Eurer Nähe . . .“

„Indessen, Vetter“, wagte mein Wohlthäter noch einzuwenden: „sie liebt einen anderen . . . .“

„Einen anderen, Possen! Die wollen wir ihr schon austreiben. Laß sie nur erst einmal meine Frau sein, dann wollen wir einmal sehen, ob sie noch einen anderen liebt.“

„Der Barbar!“

„Ja, der Barbar!“ wiederholte Loris den Ausruf seiner aufmerksam lauschenden Freunde.

Der Vater Boris Wladimirow ließ seine Frau rufen und auch Semenew, die Null, die quantité negligéable, war bei der Verhandlung.

„Lisaweta Katharina Paulowna, unser Freund und Vetter Sergej Stephanowitsch Kulmametow will unser Täubchen, unser Nesthäkchen, unser Alles — heirathen!“ keuchte ihr der Alte, ohne Einleitung, entgegen.

Meine Pflegemutter hielt die Sache anfangs für einen Scherz. Kulmametow behandelte unsere Sonja immer väterlich, genau wie ein Onkel seine Nichte, er war immer in seiner Art ehrerbietig, nie aufdringlich zärtlich gewesen, und dann, man kannte sich schon so lange, man hätte Kulmametow nichts übel genommen.

Semenew erzählte mir später, Lisaweta Paulowna sei gar nicht erschrocken gewesen. Ihre noch immer zartblonde Schönheit übte einen wohlthuenden, ich möchte sagen, glättenden Einfluß. Sie sah mit ihrem scheuunterwürfigen Rehblick zu den Männern hin und schüttelte etwas müde und ungläubig lächelnd das Haupt:

„Ach, geht, Herr Vetter Kulmametow, das kann ja gar nicht sein!“

„Doch, doch, Lisaweta Paulowna es ist; es ist!“ rief ihr Gatte.

„Warum sollte es nicht sein können, verehrte Frau Lisaweta Katharina Paulowna?“ sprach nun auch der Vetter. „Vertraut Ihr mir Euer Täubchen nicht an?“

„Sicher! Gewiß!“ redete sie vor sich hin. „Aber — mit Verlaub — Sie sind doch mehr Ihr Vater, dem Alter nach, als . . .“

„Laßt mich nur machen! Ruft sie herein und, wenn sie selbst Nein sagt, nun . . .“

„Nun . . . ?“

„Nun, so muß man sie eben zwingen!“

„Zwingen?“ rief die Mutter. „Niemals werde ich mein Kind zwingen . . .“

„Doch, doch, Ihr werdet, verehrte Frau Lisaweta Katharina Paulowna!“ sagte der Vetter. „Ihr seid ja alle ohnehin gezwungen, zu thun, was mir beliebt!“

Und hier folgte nun die peinliche Auseinandersetzung vor der im Unklaren Gebliebenen, die Geldangelegenheit.

Lisaweta Paulowna begriff zuerst nicht. Als ihr aber nach und nach klargemacht wurde, daß Haus und Hof, Fluß und Wald, jede Kiste und jeder Kasten im Hause, durch Spiel, falsche Spekulation, Wucherzinsen, Hypotheken, nicht mehr den Wladimirows, sondern dem ehrenwerthen Vetter, Herrn Sergej Kulmametow gehörte, da sank sie lautlos in sich zusammen. Sie kauerte sich, mit hochgezogenen Füßen, in einen Sessel und begann leise zu weinen. Wie ein angeschossenes Reh, das sich in ein Dickicht zurückzieht, um still und ungesehen zu verenden. Sie war eine zu edle Seele, um den Verlust von Hab' und Gut zu betrauern; sie empfand nur instinktiv, daß es aus war für immer mit der freien Verfügung über die Hand ihrer einzigen und einzig heißgeliebten Tochter.

Unter Thränen sah sie den Vetter mit hocherhobenen Händen an, und bat um Schonung für ihren Mann und ihr Kind.

Dieser Schurke, dieser Kulmametow ließ nicht nach. Er sagte nur: „Entweder — oder!"

„Entweder ich bin großmüthig und erlasse Euch, gegen Mademoiselle Sonja, alle Verpflichtungen — oder ich jage Euch wie belfernde Wölfe von Haus und Hof — mit Eurer Tochter, für die Ihr dann betteln gehen könnt. Denn täuscht Euch nicht. Es bleibt Euch nichts. Ich habe alles mit meinem Advokaten durchgenommen; alles, bis aufs I-Tüpfelchen festgestellt. Leichtsinn muß büßen!"

Hier erhob sich Semenew. Er war wohl bis auf den Namen russifizirt, aber eine ehrliche deutsche Haut geblieben.

Er hatte zwar den Ruin kommen sehen, auch meinen Wohlthäter oft gewarnt; indessen das Verhängniß sollte seinen Lauf nehmen und nahm ihn auch erbarmungslos.

Er bat, flehte; umsonst.

Dann sagte er Herrn Kulmametow die Meinung. Er sei ein Blutsauger, ein Wucherer, herzlos gegen sein eigen Fleisch und Blut.

„Und", schloß er, „es wird kein gutes Ende nehmen. Täubchens Herz ist nicht mehr frei, und wenn Ihr sie in Ketten legt oder mit der Knute züchtigt, wenn Ihr sie mit Zuckerbrot und Diamanten krönt, sie wird Euch nie lieben, denn sie hat ihr Herz an einen andern gehängt. Wie ihre Mutter dem Mann ihrer Wahl, so ist sie jenem treu ergeben; nie, nie werdet Ihr, Herr Kulmametow, Euch berühmen können, daß ein Herzschlag von ihr Euch gegolten!"

Der Vetter gab dem braven Herrn Semenew eine furchtbare Ohrfeige, einen Fußtritt, raffte seine Papiere zusammen und ging hinaus.

Das Gut fiel ihm zu, was man auch beginnen möchte, dessen war er sicher.

Er konnte warten! Sonja war noch so jung. Sie begreifen nun aber auch, weshalb mich das Gnadenbrot nicht gereut, das ich dem alten Semenew gewähre. Er hat sich für mich treten und schlagen lassen.

Der gute Alte theilte mir alles in einem Briefe nach Heidelberg mit. Von Sonja und ihrer Entschließung schrieb er kein Wort. Er muß sie für zu schwach gehalten haben, einen eigenen Willen zu äußern. Was heißt es auch, einen eigenen Willen gegen eine eiserne Wand, ein sturmgepeitschtes Meer gegen zu Boden drückende Thatsachen haben? Bettelstab oder Lebensopfer — was blieb da übrig zu wollen? Dumpfe Resignation! In diesem Sinne ohne all das auszusprechen, schloß auch Semenew mit dem pessimistischen Trostwort des Dichters:

> Ob früher oder später — der Leidenschaft Wonne und Schmerz
> Verstummt, und es bleibt die Verachtung;
> Das Leben ist immer ein Kummer, verächtlicher Scherz
> Bei sehenden Augen kühler Betrachtung!

Aus allen meinen Himmeln gestürzt! Mit einem Schlage beraubt meiner süßen Braut, der heißgeliebten; der einstigen Gattin, der Familie. Und dann, des ruhig behaglichen Lebens, des erhebenden Studiums, denn das war mir klar, ich konnte, ich durfte von dem verarmten Edelmanne, meinem Wohlthäter, nichts mehr annehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Stern der Liebe.

Novellette von E. Rudorff.

(Schluß.)

Arnold bebte zusammen. „Wechmar, sprich nicht weiter, ehe Du auf mich gehört; wir sind Nebenbuhler!"

„Du liebst Rosa? und seit wann?"

„Das Kommen der Liebe, sagt ein Dichter, ist gleich dem Kommen des Frühlings; man vermag das Datum nicht nach dem Kalender zu berechnen! Aber wenn wir einmal erwachen und fühlen, es ist alles anders geworden um uns her: die Bäume in leuchtendem Maiengrün, die Hecken voll knospender Blüthen, Lerchenjubel, Summen und Schwirren durch die weiche balsamische Luft, neues Leben überall unter dem köstlichen Sonnenschein, dann sagen wir, der Frühling ist da! — So ist es ja auch mit dem Menschenherzen; ich denke, ich habe Rosa geliebt, seitdem ich sie zum ersten Male sah!"

„So gestehe ihr zuerst Deine Liebe; ich trete zurück."

„Nein, Wechmar! Ich gedenke gegen Rosa zu schweigen. Vergieb, wenn ich nicht mehr sage! Hätte ich doch niemals geglaubt, daß ich von ihr und meinem Empfinden zu irgend einem Menschen sprechen würde. Allein nach Deinem Bekenntnisse schien es mir nicht ehrlich, in vollkommenem Schweigen über meine Neigung zu beharren — — — Hast Du Hoffnung, — — daß Deine Liebe — — — getheilt wird?"

„Das Mädchen ist unberechenbar; sie spricht gern und freundlich zu mir, aber jede andere würde nach Andeutungen, wie ich sie gemacht, mir auf halbem Wege entgegengekommen sein, den letzten Schritt mir erleichtert haben. — Der Direktor des Aktien-Unternehmens drängt mich; übermorgen soll ich eine definitive Antwort geben. Morgen gedachte ich mit Rosa zu sprechen, und wollte von Dir ein frohes „Glück auf" holen. Statt dessen habe ich wider Willen schmerzliche Gefühle in Dir erregt!"

„Eins ist gewiß," sagte Arnold nach kurzem Schweigen, „empfängst Du von Rosa ein Jawort, so giebt sie es nur aus wahrer Liebe. Laß mich bald hören, wie Deine Werbung aufgenommen wurde; ist sie von günstigem Erfolg gewesen, so will ich versuchen, mich aufrichtig Eures Glückes zu erfreuen."

„Laß uns auch den Mißerfolg in's Auge fassen. Schlägt Rosa meine Hand aus, so fahre ich morgen mit dem Nachtzuge nach der Residenz. Du erhältst dann nur eine Abschiedskarte von mir."

Noch ein fester Händedruck, dann schieden die jungen Männer. Auch der schwerste Tag findet seinen Abschluß. Minuten und Stunden gehen denselben streng eingehaltenen Schritt, ob unser Herz in hellem Jubel aufjauchzt, oder sich in peinvollem Kummer verzehrt. Arnold meinte jedoch an dem Tage nach der Unterredung mit Wechmar eine ähnliche Zögerung in dem Verlaufe der Zeit niemals erlebt zu haben; diese ganz unerträgliche Spannung schien selbst für seine oft erprobte Kraft zu viel.

Der Postbote hatte am Abend schon lange seine letzte Tour gemacht und kein Brief von Wechmar war gekommen. Genoß er bei der Geliebten ein volles unaussprechliches Glück und vergaß — wie verzeihlich war es wohl in diesem Falle! — des harrenden Freundes?

Da klopfte es an die Thüre; der Diener des Präsidenten trat ein und überreichte Arnold einen Brief von dem Assessor. Der junge Mann war keines Wortes mächtig, und nur mit einer Handbewegung verabschiedete er den Boten, welcher sich schnell entfernte.

Arnold riß die Enveloppe auf: Wechmar sagte ihm Lebewohl! Ein Freudenstrom überfluthete gleichsam Arnolds Brust; so bitter er sich der elendesten Selbstsucht auch anklagte: er hätte die Arme ausbreiten und jeden, jeden, der sich nahen würde, gewaltsam an das stürmisch pochende Herz drücken mögen.

Für Arnold konnte es keinen eigentlichen Zusammenhang zwischen der erfolgten Abweisung Wechmars und der Hoffnung auf einen beglückenden Ausgang einer eigenen künftigen Werbung geben; dennoch fühlte der junge Mann sich von einem Frohmuth und einem erhebenden Selbstbewußtsein beseelt, wie er beides in dem Gedanken an Rosa niemals zuvor gekannt. Wußte er doch wenigstens ihre Hand noch frei!

Einige Tage waren vergangen, als Arnold sich eines Morgens in einem abgelegenen Gäßchen der Vorstadt befand, wo er Rosa wenige Schritte vor sich dahinschreiten sah, gefolgt von einem Diener, welcher einen größeren Korb am Arme trug. Die Epidemie, welche seit mehreren Wochen D. heimsuchte und noch täglich an Ausdehnung gewann, hatte gerade diesen Stadttheil am schwersten betroffen. Rosa war höchst einfach gekleidet. Wohin konnte sie zu so früher Stunde sich begeben? Plötzlich blieb sie vor einem Hause stehen, wahrscheinlich um den Diener zu erwarten, der respektvoll in angemessener Entfernung ihr folgte.

In demselben Augenblicke war Arnold an ihrer Seite.

„Fräulein," sagte er, sie begrüßend, „ich halte es für meine Pflicht, Sie aufmerksam darauf zu machen, daß dieses Haus, wie ich durch einen Kollegen erfahren habe, mehrere an der Seuche schwer Erkrankte in sich birgt."

„Ich danke Ihnen, Herr Professor, für ihre gütige Sorge um mich; allein ich wußte dies und bin hierher gekommen, um die nöthigen Stärkungsmittel und andere Beihülfe zu bringen."

„Fräulein," sagte Arnold mit Wärme, „Sie können ja Ihre Wohlthaten spenden, ohne sich selbst einer Gefahr auszusetzen; die Krankheit ist ansteckend."

„Wagen die Frauen, welche die Krankenpflege zu ihrem erhabenen Beruf gewählt, nicht täglich, ja stündlich ihr Leben? Warum soll es in einem vereinzelten Falle mir verwehrt sein, zu zeigen, daß ich nicht voll Egoismus stets nur an mich allein denke?"

„Die Krankenpflege ist nicht Ihr Beruf, Fräulein; Sie haben sich für Ihren Vater und Ihre Brüder zu erhalten, wenn Sie durchaus keine Rücksicht auf sich selbst nehmen wollen."

„Nun wohl," entgegnete Rosa in einem leiseren Tone, um nicht von dem Diener gehört zu werden, „ich habe an die Meinen gedacht, als ich mich hierher begab. Müssen wir uns nicht billig die Frage vorlegen, ob wir unseren Dienstboten nicht ein Ungeheures zumuthen, indem wir beanspruchen, daß sie bei jeder Krankheit, wie bösartig sie auch sei, bereitwillig alle Dienste am Krankenbette verrichten? Wir fordern, daß sie ihr Leben und ihre Gesundheit um unsertwillen nicht achten; wir erwarten und nehmen rücksichtslos Leistungen an, die Geld weder zu erkaufen noch würdig zu belohnen vermag Nur der innigsten Liebe oder der Hingebung an eine Idee dürften derartige Dienste leicht und selbstverständlich erscheinen! Jeden Augenblick kann die Seuche einen meiner Angehörigen ergreifen, und mich dünkt, ich müßte mich dann schämen, die Dienerschaft zur Hülfeleistung herbei zu rufen, wenn ich nicht zuvor das Beispiel gegeben hätte, daß ich die Berührung von Erkrankten nicht scheue. Doch ich möchte nicht, daß Sie, Herr Professor, eine bessere Meinung von mir gewinnen, als ich sie verdiene; darum will ich offenherzig bekennen:

der Gang hierher kostete mich eine kleine Ueberwindung; jetzt umzukehren würde aber für mich eine viel größere sein!"

Wie hold, wie liebenswürdig und voll Vertrauen sprach Rosa zu ihm! Arnold schaute beglückt auf sie hin und erwiderte:

„Ich vermag Ihre Ansichten nicht zu widerlegen; aber der Gedanke, daß Sie einer Gefahr sich aussetzen, erfüllt mich mit Schrecken. Gestatten Sie, daß ich in den nächsten Tagen nach Ihrem Wohlsein mich erkundigen darf?"

„Ich werde mich freuen, Sie bei uns zu sehen."

„Fräulein, werden Sie dann auch gütig eine Frage der Wißbegierde mir beantworten? Ich möchte den Romanstoff kennen, der bei dem Titel „Der Stern der Liebe" Ihnen vorgeschwebt hat."

„Es war eine Uebereilung von mir — —"

„Ich bitte dringend um die Erfüllung dieser kleinen Bitte!"

„Nun wohl, ich will mich Ihrem Wunsche fügen."

„Darf ich schon morgen Sie an Ihr Versprechen mahnen?"

Rosa neigte zustimmend den schönen Kopf; Arnold verabschiedete sich, und das Mädchen trat in das von ihr aufgesuchte Haus.

Es war ein freundliches, mit großem Geschmack ausgestattetes Zimmer des Hellbornschen Hauses, in welches Arnold am nächsten Vormittage geführt wurde. Der Diener beeilte sich, „das Fräulein" von dem Besuche zu benachrichtigen, und bald trat Rosa ein. Ihr herrliches blaues Auge strahlte in mildem Glanze, und auf den edlen Zügen lag ein Ausdruck von Weichheit und Sanftmuth, der sie geradezu verklärte. Das Entzücken, welches sich in Arnolds Mienen aussprach, schien Rosa in Verlegenheit zu setzen; denn sie sagte schnell: „Ich bin ganz wohl, Herr Professor; der gestrige Gang brachte mir keine Gefahr."

„Jedoch mir ein Versprechen, Fräulein!"

„Wollen Sie mich dessen nicht entbinden?"

„Ich möchte nicht; verzeihen Sie, wenn ich zudringlich erscheine — —"

„Sie dürfen solche Worte nicht gebrauchen; die finden auf Sie keine Anwendung. Ich werde erzählen, da Sie es so wünschen."

Rosa nahm auf einem Sessel Platz, und Arnold zog einen Stuhl für sich heran.

„Ich hatte eine Freundin", begann Rosa, „es war ein Mädchen, wie es viele giebt, nur darin von der Mehrzahl ihrer Schwestern unterschieden, daß ein gütiges Geschick sie unverdient mit Gaben überschüttete, welche andere entbehren mußten. Sie gefiel den Leuten und man sagte ihr oft, daß sie sehr hübsch sei. Man lobte ihre Talente, und ihr reicher Vater, dessen Liebling sie war, that alles, um diese auszubilden, um Freuden ohne Zahl ihr zu gewähren. Des Lebens Wogen trugen sie leicht dahin! Das Mädchen hielt es zuletzt für ganz natürlich, daß jedermann die beste Meinung von ihr haben müsse, und forderte jede Huldigung als einen ihr gebührenden Tribut. — — Da erschien in ihrer Nähe ein junger Mann, dessen sittliche und geistige Bedeutung sie zwar damals nicht fähig war zu erkennen, der aber durch seine Pflichttreue, sein — bei aller ruhigen Würde — bescheidenes Auftreten ihr imponirte. Der Gedanke, auch er müsse bald die allergünstigste Meinung von ihr haben, verließ sie keinen Augenblick, und meine Freundin strebte durch kleine Gefälligkeiten, diese in ihm zu erwecken. Als der junge Mann nach zwei Jahren eines angenehmen Verkehrs seine Vaterstadt verließ, sendete er meiner Freundin Abschiedsworte der innigsten Liebe, die sie tief erschütterten. Das Heiligste, was der Mensch dem Menschen geben kann: ein volles, treues, edles Herz, er legte es zu ihren Füßen, nichts fordernd, nichts für sich begehrend als ein freundlich Angedenken. Zum ersten Male in ihrem Leben empfand das Mädchen, welch ein Gnadengeschenk des Himmels eine solche Liebe sei! Ein Schatz lag vor ihr da, — und sie durfte ihn nicht berühren! Denn nicht an sie, wie sie wirklich war, sondern wie er sie erschaut hatte, waren ja seine Worte gerichtet. Eine ernste Selbstschau haltend, gewahrte meine Freundin in sich Fehler und Schwächen, die sie früher nicht geahnt. Aber konnte sie die unedlen Regungen ihres Gemüthes nicht niederkämpfen? Wer durfte sie hindern, wenn der feste Wille in ihr wohnte, so zu werden, wie jenes geschmeichelte Bild, das der Liebende im Herzen trug? Er hatte am Schlusse seines Briefes um eine Antwort gebeten. Was hätte sie sagen können? „Ich verdiene solche Liebe nicht!" O, nur das Eine vermochte sie nicht auszusprechen! Wie der Freund auch ihr Verhalten auffassen würde, nichts konnte so hart sein, als sich in ihrem Urtheil herabzusetzen! — — Von diesem Tage begann ein neues Leben für meine Freundin; sie arbeitete mit ganzer Kraft daran, sich von ihren Fehlern zu befreien, und ein edler Stolz, welcher davor zurückschreckt, unverdientes Lob hinzunehmen, unterstützte sie in diesem Kampfe. Nur langsam rückte sie vor, doch immer geringer wurde ihre Beschämung . . . . wenn sie den Brief des Freundes wieder las. — — Sie konnte nicht mehr irre gehen! — Ich meine, dies Mädchen dürfte mit Recht sagen: „der Stern der Liebe" habe sanft auf ihren Pfad geleuchtet und ihr den rechten Weg gezeigt."

So leise hatte Rosa zuletzt gesprochen, daß nur das Ohr eines Liebenden ihre Worte verstehen konnte. Dann schwieg sie, und auch Arnold vermochte nichts zu sagen. Jene heilige Scheu, jenes fromme Schweigen, das nur die wahre Liebe kennt, und das beredter als alle Worte ist, umfing beide in ganzer Wonne.

Und doch — da saß Rosa, das stolze Haupt mädchenhaft gesenkt, als ob sie demüthig den allerhöchsten Richterspruch zu empfangen habe. Er mußte sprechen.

„Die Liebe ist hellsehend," sagte Arnold mit bebender Stimme, „so hat auch der Liebende das Mädchen gesehen, wie sie nothwendig werden mußte, ganz ohne sein Zuthun. Heute wie damals, nein, wie zu jeder Stunde seines Lebens, seit er sie erblickt, strömt sein ganzes Herz ihr entgegen; aber er wagt dem Gedanken nicht Raum zu geben, es werde das Glück ihrer Gegenliebe ihm beschieden sein! Rosa, unaussprechlich Geliebte, darf ich hoffen?"

Langsam perlten Thränen auf Rosas Wangen herab; mit einem Blick der vollsten Liebe reichte sie schüchtern Arnold die Hand.

Sanft zog er die Geliebte an seine Brust und flüsterte: „O Stern der Liebe, wie hast du uns so wunderbar geleitet!"

---

* **Gefährlichkeit der Eisenbahnreisen.** Nach der im Reichs-Eisenbahn-Amte bearbeiteten Statistik der Eisenbahnen Deutschlands und nach den durch das „Board of Trade" dem englischen Parlament vorgelegten Uebersichten wurden bei Eisenbahn-Unfällen getödtet:

in Deutschland:

im Jahre		Reisende		getödtet	davon ohne eigenes Verschulden
1887/88	von	316	Mill.	27,	davon ohne eigenes Verschulden 7
1888/89	„	340	„	31	„ „ „ „ 1
1889/90	„	377	„	40	„ „ „ „ 16
1890/91	„	426	„	46	„ „ „ „ 4
1891/92	„	464	„	46	„ „ „ „ 8
1892/93	„	488	„	46	„ „ „ „ 2
im Ganzen		2411	Mill.	236,	davon ohne eigenes Verschulden 38

in England:

im Jahre		Reisende		getödtet	davon ohne eigenes Verschulden
1887	von	734	Mill.	121,	davon ohne eigenes Verschulden 25
1888	„	742	„	107	„ „ „ „ 11
1889	„	775	„	183	„ „ „ „ 88
1890	„	818	„	118	„ „ „ „ 18
1891	„	845	„	103	„ „ „ „ 5
1892	„	865	„	129	„ „ „ „ 21
im Ganzen		4779	Mill.	761,	davon ohne eigenes Verschulden 168.

Mithin entfällt in den sechs Jahren ein unverschuldet um's Leben gekommener Eisenbahn-Reisender in England auf 28 Millionen, in Deutschland erst auf 63 Millionen Reisende. Zieht man die sämmtlichen bei Eisenbahn-Unfällen getödteten Reisenden, ohne Rücksicht auf eigenes Verschulden, in Rechnung, so kommt ein Getödteter in England auf sechs Millionen, in Deutschland erst auf zehn Millionen Reisende. Hiernach ist also das Reisen in England gefährlicher als in Deutschland.

* **Ueber den ältesten Mitkämpfer in den Befreiungskriegen 1813/14** wird im Oktoberheft der Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine nach der „Makrobiotik" des berühmten Berliner Arztes Dr. Hufeland Folgendes mitgetheilt: „Als im Jahre 1813 der Ruf des Königs zur Vertheidigung des Vaterlandes erscholl, meldete sich zum Wiedereintritt in das Heer ein 79jähriger, noch vollkommen rüstiger Invalide, Namens Karl Leopold. Er war 1734 zu Storchnest in der Provinz Posen geboren, wurde 1775 Husar im Regiment Wartenberg und wohnte im siebenjährigen Kriege den Schlachten bei Prag, Roßbach, Leuthen und Liegnitz bei. 1778 zog er mit in den Bayerischen Erbfolgekrieg und 1792 in den Krieg gegen Frankreich, in welchem er die Gefechte bei Bliescastel, Kreuznach und Bitsch mitmachte und bei Kreuznach verwundet wurde. Wegen Auszeichnung bei Bitsch erhielt er, damals Unteroffizier, die goldene Verdienst-Medaille. 1794 diente er im Szekeli'schen Korps und wurde bei Ostrowo leicht verwundet. 1806 war er zu Neisse, als es belagert wurde. 1812 kam er in das Invalidenhaus zu Rybnik, meldete sich, wie oben erwähnt, 1813 abermals zum Dienst und zwar bei dem neuformirten schlesischen Landwehr-Kavallerie-Regiment. Er nahm Theil an den Schlachten bei Bautzen, an der Katzbach, bei Leipzig und Paris und erhielt das Eiserne Kreuz. Im Jahre 1815 ernannte der König Friedrich Wilhelm III. ihn, den nun 81jährigen Greis, zum Sekondelieutenant beim Invalidenkorps. Am 20. Juni 1823 starb er in Berlin im Alter von 89 Jahren."

* **Der Zar und seine Erzieherin.** Vor drei Wochen, kurz bevor die Krankheit des Zaren sich verschlimmerte, starb im Winterpalaste zu Petersburg eine englische Dame, eine gewisse Miß Strutton, die Erzieherin des gegenwärtigen Kaisers von Rußland gewesen war. Bald nachdem der Zar die Trauerbotschaft erhalten hatte, begab er sich in den Palast, um, wie er sagte, seine alte Erzieherin noch einmal zu besuchen. Im Sterbezimmer lag Alexander III. lange Zeit neben dem Todtenbette auf den Knieen und weinte bitterlich. Die Diener zogen sich diskret zurück, und der Zar hob, nachdem er den kalten Leichnam der Frau, die für ihn eine zweite Mutter gewesen war, mehrere Male geküßt hatte, den entseelten Körper auf und trug die schwere Bürde ganz allein zum Sarge, wo er sie sanft bettete; er faltete der Todten die Hände und bestreute den Sarg und die Leiche mit frischen Blumen. Miß Strutton hatte den jungen Alexander Romanow geliebt wie einen Sohn, und er vergalt ihr diese mütterliche Zärtlichkeit. Als noch der ältere Bruder des gegenwärtigen Zaren, der präsumtive Thronerbe, am Leben war, kümmerte sich der Kaiser Alexander II. wenig um seinen Zweitgeborenen; der junge Prinz wurde für die militärische Laufbahn bestimmt und sollte dereinst oberster Befehlshaber der kaiserlichen Garde werden. Damals wandte ihm seine alte Erzieherin ihre ganze Liebe zu; für sie hieß er immer nur „Sascha" — zärtliche Verkleinerungsform für Alexander — und bis zum Tage ihres Todes nannte ihn Fräulein Strutton nie anders als „Xanderchen". Der Beerdigung der alten Dame wohnte der Zar mit seinen beiden Brüdern bei; sie folgten dem Leichenwagen zu Fuß vom Palaste bis zum englischen Friedhof, die ungefähr zwei Kilometer von einander entfernt sind. Der Kaiser und seine Brüder hatten den Sarg auf ihren Armen vom Sterbezimmer bis zum Wagen getragen. Als der Sarg in die Gruft niedergelassen wurde, nahm der Zar den Hut ab und kniete nieder; eine Zeit lang blieb er inbrünstig betend in dieser Lage, und als er sich erhob, war er tief erschüttert und Thränen schimmerten in seinen Augen.

* **Verwechselungen von Gift enthaltenden Flaschen** mit solchen, die Medikamente, Nahrungs- und Genußmittel enthalten, kommen leider mit ihren unheilvollen Folgen immer wieder vor. Unter den vielen Vorschlägen nun, welche in letzter Zeit gemacht wurden, solche sofort kenntlich zu machen, dürfte ein solcher von Orchard in Salisbury als besonders beachtenswerth erscheinen, der nach einer Mittheilung vom Patent- und techn. Bur. von Rich. Lüders in Görlitz einfach dahin geht, an dem Kork der Giftflasche eine Kugelschelle (Schlittenschelle) beweglich zu befestigen, welche also, wenn die Flasche bewegt wird, sofort durch den Ton warnt. Diese einfache Vorrichtung macht selbst im Dunkeln auf die Gefahr aufmerksam und erfordert keine besonderen Flaschen wie die sonst zu demselben Zwecke vorgeschlagenen anderen Systeme.

Verantwortlicher Redakteur: Anton Schmitter in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.